

Konzepte  
der Sprach- und Literaturwissenschaft



Hans-Martin Gauger

# Wort und Sprache

Sprachwissenschaftliche  
Grundfragen

Max Niemeyer Verlag

Tübingen 1970



Redaktion der Reihe: Lothar Rotsch

ISBN 3 484 22 001 5

© Max Niemeyer Verlag Tübingen 1970  
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany  
Druck: H. Wörner Stuttgart  
Einband von Heinr. Koch Tübingen

## Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen . . . . .	VII
I. Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft . . . . .	I
II. Das Wort – Zeichen und Name . . . . .	45
III. Der Inhalt des Wortes . . . . .	65
IV. Die Form des Wortes . . . . .	89
1. Motivation . . . . .	90
2. Lautsymbolische Wörter . . . . .	108
3. Durchsichtige Wörter . . . . .	113
Schriftenverzeichnis . . . . .	129
Namenverzeichnis . . . . .	135

*... es gilt, die Sprachwissenschaft  
im vollen Ernste zur Wissenschaft von der Sprache  
als zu einem Teile des Lebens zu machen ...*

Hermann Ammann 1925

## Vorbemerkungen

Die Sprachwissenschaft bietet gegenwärtig, verglichen mit der Situation vor zehn oder zwanzig Jahren, ein entschieden erfreulicheres Bild: die vormals starren Fronten haben sich gelockert, vieles Festgefahrene ist in Bewegung geraten, manches Tabu ist zerstoßen. Die ungleiche Kluft zwischen ›traditionellen‹ und ›modernen‹ Richtungen hat sich verringert, die Sprachwissenschaft ist aufgeschlossener, diskussionsfreudiger geworden; sie hat sich auf andere Disziplinen hin geöffnet, und sie ist, auch über Bopp und Humboldt zurück, in einen fruchtbaren Dialog mit ihrer eigenen Geschichte eingetreten. Die Existenz einzelner exklusiver Gruppen, einzelner ›Kapellen‹, kann über die allgemein zu verzeichnende Schleifung der Bastionen, die so begrüßenswerte Öffnungstendenz der gegenwärtigen Sprachwissenschaft nicht hinwegtäuschen.

Bei dieser Lage ist es selbstverständlich, daß eine Arbeit, die vom Wort handelt, sich nicht ohne weiteres an ihren Gegenstand heranmachen kann. Sie muß die Methode aufzeigen, die sie anwendet, und sie muß diese Methode begründen; zumindest muß sie rechtfertigen, weshalb sie sich dieser oder jener Schule angeschlossen hat. Es ist unstatthaft, weil dem Prinzip des Wissenschaftlichen selbst zuwiderlaufend, daß eine bestimmte Methode und deren Begrifflichkeit fraglos übernommen und mechanisch angewendet wird.

Eine sprachwissenschaftliche Methode muß ihrem Gegenstand angemessen sein: sie muß ihrem Gegenstand, der schon vor jeder wissenschaftlichen Untersuchung so und so ist und von dem sie schon immer ein ›Vorverständnis‹ hat, entsprechen. Uns schien keine der gängigen Betrachtungsweisen unserem Gegenstand eigentlich angemessen: nicht die historische, soweit sie überhaupt hierbei in Frage kommt, nicht die strukturalistische, das heißt eine ihrer vielen Spielarten (denn es gibt ja nicht den Strukturalismus), nicht die generativ-transformationelle, deren Auswirkungen, da sie kaum aufgehört haben zu beginnen, noch nicht abzuschätzen sind und die eine – ihn in gewissem Sinne sprengende – Erweiterung des strukturalistischen Ansatzes ist (eine Fortsetzung des Strukturalismus mit anderen, ihn weithin auflösenden Mitteln). Daher haben wir uns be-

müht, anstatt eine dieser Methoden aufzugreifen, von unserem Gegenstand her und unter ständiger Bezugnahme auf jene Betrachtungsweisen, einen eigenen, neuen Ansatz zu entwickeln. Daß an diesem nicht alles neu ist, versteht sich von selbst: wenn aber nicht alles neu ist an ihm, so doch vielleicht das Ganze. Im übrigen sprechen wir, indem wir die genannten Methoden nicht aufnehmen, über diese kein generell negatives Urteil. Es geht uns um die Herausarbeitung unserer Betrachtungsweise, nicht um die Kritik anderer. Freilich ist, um dieser Herausarbeitung willen, ein polemisches Wort nicht immer vermeidbar: »on ne se définit qu'en s'opposant«. Ohnehin muß in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft, in der so vieles ungeklärt und nahezu alles in Bewegung ist, der Satz gelten: »mansiones multae sunt«; schließlich auch der: »a fructibus eorum cognoscetis eos«. Der Wert einer wissenschaftlichen Methode mißt sich nicht an der Originalität oder der Komplexität ihres terminologischen Apparats, auch nicht, von vornherein, an dem Grad ihrer ›Exaktheit‹, ihrer Nähe zur Mathematik, sondern letzten Endes an dem, was sie der Erkenntnis der Wirklichkeit an Sicherem und Interessantem erbringt. ›Wissenschaftlichkeit‹, ›Exaktheit‹, ›Methode‹ sind in sich selbst kein Zweck. Wissenschaft muß nicht nur ›wissenschaftlich‹, sie muß auch interessant sein: sie muß das jeweils Interessante an ihrem Gegenstand, dasjenige, worumwillen allein es sich lohnt, ihn zu erkennen, zu ihrem Thema machen. Das Ideal in der Sprachwissenschaft wäre eine die Vielfalt ihres Gegenstandes, der Sprache des Menschen, widerspiegelnde Vielfalt konkurrierender, sich gegenseitig helfender, in ständigem commercium stehender Betrachtungsweisen. Von diesem Ideal sind wir, so scheint es, noch weit entfernt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Zum Problem der Wissenschaftlichkeit der Sprachwissenschaft die bemerkenswerte These Martin Heideggers: »Mathematische Erkenntnis ist nicht strenger als die philologisch-historische. Sie hat nur den Charakter der ›Exaktheit‹, die mit der Strenge nicht zusammenfällt. Von der Historie Exaktheit zu fordern, hieße gegen die Idee der spezifischen Strenge der Geisteswissenschaften verstoßen. Der alle Wissenschaften als solche durchherrschende Bezug zur Welt läßt sie das Seiende selbst suchen, um es je nach seinem Wasgehalt und seiner Seinsart zum Gegenstand einer Durchforschung und begründenden Bestimmung zu machen. In den Wissenschaften vollzieht sich – der Idee nach – ein In-die-Nähe-kommen zum Wesentlichen aller Dinge . . . Die Wissenschaft hat . . . ihre Auszeichnung darin, daß sie in einer ihr eigenen Weise ausdrücklich und einzig der Sache selbst das erste und letzte Wort gibt« (Was ist Metaphysik? 6. Aufl., Frankfurt 1951, S. 23). Das Problem einer ›exakt‹ sein wollenden Sprachwissenschaft ist also dies: kann sie »in die Nähe« des »Wesentlichen« der Sprache gelangen? Vgl. H. Glinz, Ansätze zu einer Sprachtheorie, Düsseldorf 1962, S. 43–46.

Dieses Buch ist Teil einer Habilitationsschrift, die im Jahr 1968 der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen eingereicht wurde. Stärker, als die ausdrücklichen Hinweise es erkennen lassen, ist es meinem Lehrer Mario Wandruszka verpflichtet. Im ersten, einleitenden Kapitel, »Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft«, suchen wir darzulegen und zu begründen, was wir als ›bewußtseinseigene‹ Sprachbetrachtung bezeichnen und der ›bewußtseinsfremden‹ entgegenstellen. Die folgenden Kapitel befassen sich, von diesem Standpunkt her, mit dem Wort, seinem Inhalt und seiner lautlichen Form. Die Beobachtungen und Überlegungen dieses Buches betreffen nicht eine bestimmte einzelne Sprache: sie beziehen sich in der Regel auf Erscheinungen, die sich in jeder Sprache finden und grundsätzlich zur menschlichen Sprache gehören. Daß die Beispiele oft aus dem Französischen, gelegentlich auch aus anderen romanischen Sprachen stammen, erklärt sich allein durch die Tatsache, daß der Verfasser Romanist ist. Im übrigen haben wir uns bemüht, auf alles zu verzichten, was nur für den Romanisten verständlich und nur für ihn von Interesse ist. Im letzten Abschnitt des vierten Kapitels beschäftigen wir uns mit den abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, mit den Wörtern also, mit welchen sich herkömmlich die Semantik und die Wortbildungslehre befassen. Die besondere ›Seinsweise‹ dieser Wörter innerhalb der Sprache können wir in diesem Buch nur in ihren allgemeinen Zügen beschreiben. Wir werden in einem folgenden, bereits im Druck befindlichen Buch, »Durchsichtige Wörter«, die zum Teil schwierigen, zum Teil auch etwas technischen Fragen, die diese Wörter stellen, eingehend und im Zusammenhang behandeln. In einer weiteren Arbeit, »Untersuchungen zur spanischen und französischen Wortbildung«, werden wir zeigen, wie sich unsere allgemeine Theorie des durchsichtigen Wortes bei der Untersuchung einzelner Erscheinungen der spanischen und französischen Wortbildung anwenden läßt und bestätigt findet.

Der Verfasser möchte nicht versäumen, Herrn Lothar Rotsch, Lektor des Max Niemeyer Verlags, für vielfältige Hilfe zu danken.

Tübingen, Ostern 1969



## I. Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft

Wenn ein Sprachwissenschaftler sich anschickt, etwa die französische Sprache der Gegenwart zu beschreiben, und wenn er seiner Beschreibung eine mehr oder minder große, mehr oder minder kluge Auswahl von Texten unserer Zeit zugrundelegt, so ist das Ziel seiner Bemühungen nicht die Darstellung dieser Texte, sondern die Darstellung dessen, was diese Texte bedingte. Nicht diese selbst sucht er in ihrer sprachlichen Beschaffenheit zu beschreiben, sondern die besondere ›Organisation‹, die sprachlich hinter ihnen steht. Diese ist es ja, welche es den Autoren erlaubte – im Sinne der notwendigen, nicht in dem der hinreichenden Bedingung –, ihre Texte so zu schreiben, wie sie sie schrieben, und welche es nunmehr den Lesern ermöglicht – wiederum nur im Sinne der notwendigen Bedingung –, jene Texte so zu verstehen, wie sie von den Autoren gemeint sind. Kurz, es geht dem Sprachwissenschaftler um die Sprache schlechthin, in welcher die jetzt lebenden Franzosen sich sprechend und verstehend bewegen. Diese erscheint ihm als ein Besitz, der im Bewußtsein der Franzosen angelegt ist und es ihnen erlaubt, französisch zu sprechen und französisch Gesprochenes zu verstehen. Der Sprachwissenschaftler wird demnach unterscheiden zwischen der französischen Sprache als dem Sprachbesitz der Franzosen und den konkreten, individuellen Sprachäußerungen, also etwa den Sätzen der für seine Untersuchung gewählten Texte.

Diese Unterscheidung ist in der Tat von großer Wichtigkeit: sie macht sichtbar, was das genuine Ziel der sprachwissenschaftlichen Bemühung ist. Die Sprachwissenschaft – hierin unterscheidet sie sich von der Literaturbetrachtung prinzipiell – richtet ihr Interesse nicht auf bestimmte einzelne Sätze als solche, sondern auf den allgemeinen Sprachbesitz, dessen Wesen darin besteht, daß er das Sprechen, also die endlose Bildung bestimmt gearteter Sätze, ermöglicht. Der eigentliche Gegenstand der Sprachwissenschaft ist also der Sprachbesitz einer Sprachgemeinschaft. Diesen sucht sie zu erfassen und zu beschreiben ›so wie er wirklich ist‹. Wir wollen ihn im folgenden einfach als ›Sprache‹ bezeichnen.

Zur Sprache gehört einmal der sogenannte ›Wortschatz‹, ein Arsenal von Wörtern, die im Bewußtsein der Sprechenden, jener, wie Augustin

sagt, »ingens aula memoriae«, irgendwie bereitliegen – eine schwierige, aber unumgängliche Vorstellung; zum anderen die Fähigkeit, diese Wörter zur Bildung ›korrekter‹ Sätze zu gebrauchen, also die Beherrschung der grammatikalischen ›Regeln‹. Sprache ist demnach Sprechenkönnen und Verstehenkönnen. Beide, das Verstehen und das Sprechen, sind als gleichursprünglich, da durchaus korrelativ, zu betrachten: das Sprechen ist immer ein Verstehen, das Verstehen so etwas wie ein Mitsprechen. Die Sprache ist als das Beherrschen einer bestimmten, historisch so und so gewordenen Technik des Sprechens, als ein ›Können‹ zu begreifen. Die einzelne Sprachäußerung ist eine konkrete, individuelle Verwirklichung dieses ›Könnens‹.<sup>1</sup>

Natürlich berührt sich eine solche Unterscheidung zwischen Sprachäußerung und Sprachbesitz auf das engste mit der zwischen »*la langue*« und »*la parole*«, ›Sprache‹ und ›Rede‹, die Ferdinand de Saussure in die Sprachwissenschaft eingeführt hat: »*la langue*« ist ›das System«, das in den Köpfen der Sprechenden angelegt ist; »*la parole*« die Summe der einzelnen Verwirklichungen dieses ›Systems‹.<sup>2</sup> Es ist offensichtlich, daß diese

- 
- <sup>1</sup> Vgl. E. Coseriu, *Sincronía, diacronía e historia. El problema del cambio lingüístico*, Montevideo 1958, S. 17–29, und *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid 1962, S. 99, S. 285ff. Es ist das große Verdienst der generativen Grammatik, den ebenso grundlegenden wie selbstverständlichen Tatbestand in den Vereinigten Staaten zur Geltung gebracht zu haben: »the most striking aspect of linguistic competence is what we may call the ›creativity of language‹, that is, the speaker's ability to produce new sentences, sentences that are immediately understood by other speakers although they bear no physical resemblance to sentences which are familiar . . . Modern linguistics . . . is seriously at fault in its failure to come to grips with this central problem« (N. Chomsky, *Topics in the theory of generative grammar*, in: *Current trends in linguistics*, III, Den Haag-Paris 1966, S. 4). So weit, so richtig. Vgl. zu den wichtigen, bedenkenswerten Begriffen ›competence‹ und ›performance‹ Noam Chomskys das erste Kapitel (»Methodological Preliminaries«) seiner *Aspects of the theory of syntax*, Cambridge, Mass. 1965 (deutsch: Frankfurt 1969) und H.-M. Gauger, *Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik*, in: *Linguistische Berichte* 1, 1969, S. 1–18.
- <sup>2</sup> Vgl. *Cours de linguistique générale*, 5. Aufl., Paris 1955, S. 30–31, S. 36–39, deutsch: 2. Aufl., Berlin 1967. Über ähnliche Unterscheidungen vor Saussure: E. Coseriu, *Sincronía*, S. 13f.; die starke Abhängigkeit Saussures von Gabelentz zeigt Coseriu in einem demnächst erscheinenden Aufsatz auf. Diese Unterscheidung beruht im übrigen nicht auf einer Synonymenscheidung zwischen *langue*, *parole* (und *langage*), d. h. sie ist nicht die bloße Explizierung einer in der französischen Sprache an sich schon angelegten Unterscheidung. Die Definitionen von »*langue*« und »*parole*« sind Nominaldefinitionen, insofern sie sich als wissenschaftliche Termini über die in der allgemeinen Sprache mit ihnen verknüpften Inhalte erheben.

Unterscheidung auf etwas tatsächlich Verschiedenes zielt. Aber diese Unterscheidung ist durch das, was bereits ihr Urheber in sie hineinlegte, und durch die ausgedehnte, auch wohl ein wenig sterile Diskussion, zu der sie Anlaß gab, so belastet, daß wir es vorziehen, sie nicht aufzugreifen, und bei unserer weniger ehrgeizigen Unterscheidung bleiben.<sup>3</sup>

Die Äußerung ist individuell und partikulär. Die Sätze von Jean-Paul Sartres Kindheitserinnerungen, »Les Mots«, zum Beispiel sind nur Sartre und seinen Lesern gemeinsam; auch diesen jedoch sind sie nur vorübergehend gegenwärtig. Allgemein, jedem Sprachteilhaber jederzeit gegenwärtig ist die Sprache; sie ist das ›Substrat‹ eines jeglichen Sprechens: die Bedingung seiner Möglichkeit. Wenn das Sprechen durch die Sprache bedingt ist, so wird jedoch diese nur in ihren Äußerungen eigentlich greifbar. Die Sprache ist ja nicht etwas, das unter anderem auch spricht, sie ist vielmehr nur, indem sie spricht: sie ist nichts anderes als das, was sie tut.<sup>4</sup>

Es ist daher geboten, die Unterscheidung zwischen Sprache und Äußerung in einem rein formalen Sinne zu nehmen; sie bezieht sich auf einen Unterschied der ›Seinsweise‹: die Äußerung ist partikulär, die Sprache allgemein. Wir suchen also nicht bestimmte sprachliche Erscheinungen der einen, bestimmte andere der anderen zuzuweisen. Gewiß kann in bestimmter Hinsicht gesagt werden, daß in der Summe der Äußerungen und daher auch – unter Umständen – in einer einzelnen Äußerung ›mehr‹ sei als in der Sprache: die Äußerung kann Elemente enthalten, die zur allgemeinen Sprache nicht gehören. In der Tat interessiert uns, was allgemein ist, was in jedem besonderen Sprechen ›Sprechen wie die anderen‹ ist: »im Sprechen eines jeden Individuums ist die Sprache das Sprechen wie andere, besser gesagt: sie ist dieses Wie selbst«.<sup>5</sup> Unser Interesse gilt dem, was in den beobachteten Äußerungen den allgemeinen Sprachbesitz realisiert. Dennoch scheint es uns nicht ratsam, in diese Unterscheidung

---

<sup>3</sup> Die ausführlichste Darstellung der diesbezüglichen Gedanken Saussures und der sich daran anschließenden Diskussion bei E. Coseriu, *Sistema, norma y habla*, in: Coseriu, *Teoría*, S. 11–113.

<sup>4</sup> Vgl. W. v. Wartburg: »Nur durch das Medium der Rede können wir ihr (der Sprache) näherkommen. Sie tritt immer nur in Teilstücken in Erscheinung. Es ist gewissermaßen so, daß das Gesamte der Sprache dauernd in Dunkel gehüllt ist, daß aber jeweils der Teil von ihr konkret wird, der durch den Lichtkegel der Rede herausgehoben wird« (Einführung in die Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Tübingen 1962, S. 196, Anm. 1).

<sup>5</sup> E. Coseriu: »En el hablar de cada individuo, la ›lengua‹ es el hablar como otros, mejor dicho, es este mismo cómo, que es siempre un cómo históricamente determinado y determinable« (*Sincronía*, S. 27).

dung Inhaltliches hineinzu legen. Die Betrachtung gerät – dies zumindest hat die bisherige Diskussion gezeigt – in größte Schwierigkeiten, wenn Sprache und Sprachäußerung, »langue« und »parole«, »Kompetenz« und »Performanz«, zu zwei sich gegenüberstehenden Größen verdinglicht werden. Dies auch dann, wenn die gegenseitige Abhängigkeit beider, ihre »Interdependenz«, von der schon Saussure redete, gebührend hervorgehoben wird.<sup>6</sup> Auch sollte nicht versucht werden, wie dies bei Saussure und anderen (auch wohl bei Chomsky und seinen Anhängern) geschieht, einen Primat der einen über die andere herzustellen. Die Sprache ist vom Sprechen, das Sprechen von der Sprache nicht zu trennen. André Martinet trifft den Sachverhalt ziemlich genau, wenn er erklärt: »Cette distinction, fort utile, entre langue et parole peut entraîner à croire que la parole possède une organisation indépendante de celle de la langue, de telle sorte qu'on pourrait, par exemple, envisager l'existence d'une linguistique de la parole en face de la linguistique de la langue. Or il faut bien se convaincre que la parole ne fait que concrétiser l'organisation de la langue.«<sup>7</sup>

An der Unterscheidung zwischen Sprache und Äußerung, die als formale unumgänglich ist, interessiert uns vor allem, daß sie sichtbar macht und ins Zentrum rückt, was die Sprache wesentlich ist: ein im Bewußtsein der Sprechenden angelegtes »Können«. Bevor wir an diese Feststellung weitere Überlegungen knüpfen, muß der »soziale« Charakter der Sprache, den der Genfer Gelehrte so nachdrücklich unterstrich, kurz gekennzeichnet werden.

Was ist unter dem »sozialen«, dem gemeinschaftlichen Charakter der Sprache zu verstehen? Zunächst: die Sprache ist in der Tat etwas das Individuum Übergreifendes. Das Individuum »beherrscht« sie nicht, wie wir gedankenlos sagen, es ist ihr vielmehr unterworfen, um so mehr übrigens, als es sich seiner Ohnmacht ihr gegenüber nicht inne wird. Wir meinen hiermit nicht in einem anthropologischen Sinne die Abhängigkeit der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft in ihrem Denken und Fühlen von ihrer Muttersprache; von dieser Abhängigkeit, die nicht nur außerhalb der Sprachwissenschaft oft überschätzt oder falsch eingeschätzt wird, kann hier nicht gesprochen werden. Wir meinen vielmehr die sprachliche Abhängigkeit des Individuums von seiner Sprache. Diese ist in gewissem Sinne absolut.

---

<sup>6</sup> Saussure, Cours, S. 37.

<sup>7</sup> *Eléments de linguistique générale*, Paris 1960, S. 30/31, deutsch: 2. Aufl., Stuttgart 1967.

Das Individuum ist in seinem Sprechen, was dessen Sprachlichkeit betrifft, durch die Sprache restlos bedingt. Die Sprache ist das schlechthin Übernommene, das in absoluter Fraglosigkeit Vor-Gegebene. Dies trifft auch und vielleicht in besonderem Maße für die »Sprachmächtigen« zu, um einen (mißverständlichen) Ausdruck Leo Weisgerbers zu gebrauchen; auch für sie gilt hinsichtlich ihrer Sprache, was Bacon von der Natur behauptet: »nisi parendo non vincitur«. Diese sprachliche Abhängigkeit des Individuums ist freilich ein Faktum von großem anthropologischem Interesse. Durchaus also ist Saussure im Recht, wenn er sagt: »La langue n'est pas une fonction du sujet parlant, elle est le produit que l'individu enregistre passivement«.<sup>8</sup> Zweitens ist jedoch zu sagen, daß die Sprache, obwohl sie dem Individuum auferlegt ist, nicht getrennt und unabhängig von ihm existiert. Sie ist dem Individuum nicht äußerlich, sie ist vielmehr nur in diesem und durch dieses lebendig. Dies scheint Saussure – in diesem Punkt stark beeinflusst von dem Soziologen Emile Durkheim – nicht mit derselben Klarheit gesehen zu haben, denn er erklärt: »c'est un trésor déposé par la pratique de la parole dans les sujets appartenant à une même communauté, un système grammatical existant virtuellement dans chaque cerveau, ou plus exactement dans les cerveaux d'un ensemble d'individus; car la langue n'est complète dans aucun, elle n'existe parfaitement que dans la masse.«<sup>9</sup> Im Unterschied dazu halten wir fest, daß das, was wir »die Sprache« nennen, in jedem einzelnen sprachlich nicht behinderten Individuum einer Sprachgemeinschaft (mehr oder weniger) ganz enthalten ist: »Décrire sa propre façon de parler, cela revient à décrire celle de tout le monde, à quelques particularités près, particularités qui ne touchent pas le fond des choses.«<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Cours, S. 30. Jene Abhängigkeit kommt nirgends so anschaulich zum Ausdruck wie beim »Spracherwerb« des Kindes. Es hat fast etwas Erschütterndes zu sehen, wie das Kind, das »in-fans«, nichts äußert, das nicht in es hineingeredet worden wäre. Man möchte, daß es von sich aus, »spontan« seine Stummheit durchbräche und äußerte, was offensichtlich in ihm vorgeht und ist, während es in der Wiege liegt und auf seine Umwelt wechselnd, aber immer sprachlos, reagiert. Hinzu kommt, daß die Sprache »unabhängig von den physischen Anlagen« ist: »Sogar die Artikulationsbasis bildet und verfestigt sich erst allmählich im Verlauf der Sprecherlernung. Mitgegeben wird dem Kind nur die Fähigkeit, in eine Sprache hineinzuwachsen, nicht aber eine bestimmte Sprache« (Wartburg, Einführung, S. 200).

<sup>9</sup> Cours, S. 30.

<sup>10</sup> A. Sauvageot, Les procédés expressifs du français contemporain, Paris 1957, S. 9. Dieser Standpunkt entspricht übrigens ganz dem der transformationellen Grammatik (vgl. etwa J. J. Katz, The philosophy of language, New York-London 1966, S. 102f., deutsch: Frankfurt 1969).